



ROBERT SPAEMANN

IM GESPRÄCH MIT HOLGER ZABOROWSKI

EIN TIER, DAS VERSPRECHEN UND VERZEIHEN DARF...

Holger Zaborowski: Herr Professor Spaemann, vielen Dank dafür, dass Sie sich Zeit genommen haben, um über das Versprechen und Verzeihen zu reden. Wir begegnen dem Versprechen in eigentlich ganz verschiedenen Kontexten: Es wird von Wahlversprechen gesprochen oder von Eheversprechen, aber es gibt auch Versprechen gewissermaßen kleinerer Natur, dass ich etwa verspreche, die Blumen heute Nachmittag zu gießen, oder dass ich versprochen habe, zu einer bestimmten Zeit hier zu sein. Die Frage an Sie, an den Philosophen, ist nun: Was ist all diesen verschiedenen Phänomenen, diesen verschiedenen Arten des Versprechens gemeinsam? Was ist das eigentlich – das Versprechen? Und wie geht das eigentlich: etwas zu versprechen?

Robert Spaemann: Versprechen geschieht ja in der Regel gegenüber einem anderen Menschen. Es gibt dem anderen Menschen die Möglichkeit, von mir bestimmte Dinge zu erwarten, und zwar nicht nur die Möglichkeit, sondern das Recht, den Anspruch. Ich räume im Versprechen dem anderen einen Anspruch ein, zum Beispiel dass die Blumen gegossen werden. Er ist berechtigt, das von mir zu erwarten. Wenn ich das nicht versprochen habe, ist er dazu nicht berechtigt. Ich kann ihn damit überraschen, dass ich das vielleicht tue. Er freut sich dann, aber er kann sich nicht beschweren und sagen: «Du hast aber doch meine Blumen nicht gegossen», wenn ich es gar nicht versprochen habe. Das Eigentümliche beim Versprechen ist, dass ich mich in gewisser Weise unabhängig mache von meinen momentanen Gemüthsstimmungen. Ich habe zum Beispiel keine Lust, die Blumen am Nachmittag zu gießen. Ich habe es aber versprochen, und das ist ein Grund, es zu tun. Das ist eine erstaunliche Fähigkeit des Menschen: Der Mensch kann sich selber unabhängig machen von seinem gegenwärtigen zufälligen Gemüthsstimmungen und verwirklicht so ein höheres Maß von Freiheit.

H. Z.: Wenn man von Versprechen spricht, setzt man also voraus, dass der Mensch frei ist. Es zeigt sich, dass der Mensch noch einmal frei sich zu seiner eigenen Natur verhalten kann.

R. Sp.: Ja. Er ist dadurch auch unabhängiger von äußeren Einflüssen, denn meine gegenwärtige Gestimmtheit ist einerseits sozusagen endogen determiniert von irgendwelchen Vorgängen in meinem Körper und andererseits von außen. Beide Bestimmtheiten, sowohl die von der Natur als auch die von äußeren Einflüssen, werden zurückgedrängt, werden eigentlich ausgeschaltet, indem ich sage, ich werde morgen das tun, wovon ich heute entschlossen sei, es morgen zu tun.

H. Z.: Hier liegt also ein sehr interessantes Verhältnis von Freiheit und Natur vor: Der Mensch ist ein Naturwesen, abhängig von recht verschiedenen Einflüssen, und gleichzeitig geschieht im Versprechen ein Akt der Freiheit, indem man frei verspricht, etwas in der Zukunft zu tun, und sich derart an den anderen bindet.

R. Sp.: Ja, es ist natürlich nur eine relative Unabhängigkeit, oder sagen wir: eine Unabhängigkeit in einem bestimmten Rahmen. Ich kann nicht Dinge versprechen, von denen ich weiß, dass ich sie gar nicht tun kann, und es ist mit dem Versprechen eines anderen auch so, dass ich mich besonders zuverlässig darauf stützen kann, wenn ich weiß, dass das, was er versprochen hat, im Rahmen dessen liegt, wozu seine Natur eigentlich disponiert ist. Wenn er mir etwas verspricht, wovon ich schon gleich weiß, dass es für ihn wahnsinnig schwer ist, das Versprechen zu erfüllen, dann werde ich erstens wahrscheinlich das Versprechen gar nicht annehmen wollen, und außerdem würde ich hinterher vielleicht ein gewisses Verständnis dafür haben, dass er es nicht hält, weil er mehr versprochen hat, als er eigentlich konnte. Das ist übrigens auch eine Sache, die hier wichtig ist zu bedenken, dass man das Versprechen eines anderen nämlich ablehnen kann. Jemand kann sagen: «Ich will dir das versprechen», und ich sage: «Bitte versprich es mir nicht, ich freue mich, wenn du es tust, aber ich möchte nicht, dass du dich da bindest.» Das kann ich einerseits tun aus Rücksicht gegen ihn, weil ich ihn nicht in die unangenehme Lage bringen will, hinterher etwas tun zu müssen, was er eigentlich sehr ungern tut, und ich kann es auch abweisen, weil ich es nicht so recht glaube, dass er es tun wird, und dann möchte ich, dass er es gar nicht erst verspricht.

H. Z.: Bedeutet dies, dass Versprechen immer ausdrücklich sein müssen?

R. Sp.: Gibt es unausdrückliche Versprechen? Ich denke, versprechen hat etwas mit Sprechen zu tun. Es gibt zwar die berechtigte Erwartung eines anderen, dass ich etwas tue, was ich oft schon getan habe. Da liegt ein Problem. Rousseau zum Beispiel sagte, dass er nie Menschen in Not geholfen habe – typisch Rousseau! –, weil dadurch eine gewisse Erwartungshaltung

entstehe, dass nämlich jemand auch in Zukunft wieder von dem, der ihm geholfen hat, erwartet, dass er ihm wieder hilft, und diese Erwartungshaltung wollte Rousseau nicht erzeugen. Er wollte sozusagen immer frei bleiben, zu tun, wozu ihm gerade zumute war. Darum hat er diese Erwartung nicht gestiftet. Und wir kennen das ja alle. Es ist tatsächlich so, dass einem Mensch, dem ich häufiger und regelmäßig eine bestimmte Hilfe habe zukommen lassen, dass dieser Mensch erwartet, dass ich das auch weiter tue, und dass eine bestimmte Verstimmung entsteht bei vielen Menschen, wenn ich damit aufhöre. Es sind eigentlich nur sehr reife und nachdenkende Menschen, die dann nicht verstimmt sind, weil sie sich sagen, dass sie doch dankbar sein sollen, dass ihnen jemand so viel geholfen hat, und dass sie nicht erwarten können, dass er das immer tue. Aber tatsächlich ist es so, dass es fast wie ein Versprechen wirkt – aber es ist kein Versprechen. Das Versprechen muss ausdrücklich sein.

H. Z.: Sie haben gerade Rousseau zitiert. Wenn man sich Rousseaus Position anschaut, könnte man meinen, dass das auch in gewisser Weise die Position einer «hypothetischen Zivilisation», also unserer Zivilisation ist. Gibt es heute eine Krise des Versprechens?

R. Sp.: Ganz ausgesprochen: Ja. Wir leben in einer funktionalistischen Zivilisation, die ich auch hypothetische Zivilisation genannt habe. Marx hat sie übrigens als Warengesellschaft schon beschrieben. Wir erleben das heute sehr stark, dass alles sich in Ware verwandelt, und das bedeutet, dass alles ersetzbar wird durch funktionale Äquivalente, und das bedeutet auch, dass so etwas wie Unbedingtheiten, wie sie durch Versprechen gestiftet werden, äußerst ungern akzeptiert werden. Natürlich, Verträge gibt es nach wie vor, Verträge die auch juristisch sanktioniert sind. Das ist übrigens eine Art unausdrückliches Versprechen. Wenn ich zum Arzt gehe, und er schickt mir später eine Rechnung, kann er erwarten, dass ich diese Rechnung bezahle. Das habe ich vorher nicht versprochen, weil das selbstverständlich ist, aber es ist sanktioniert durch den Staat, der für die Einhaltung der Verträge sorgt. Aber jenseits solcher vertraglicher Verhältnisse ist das Versprechen in gewisser Hinsicht ein Fremdkörper geworden in unserer Zivilisation. Das hängt auch damit zusammen, dass die Meinung des Menschen von sich selbst, von seiner eigenen Freiheit, geringer geworden ist. Die Menschen halten sich nicht für frei, sie sind nicht mehr Tiere, die versprechen dürfen, wie Nietzsche gesagt hat, sondern sie wollen gerne Tiere sein, die gar nicht versprechen können. Und sie denken schon, wenn sie ein Versprechen geben, dass sie gar nicht wissen, wie ihnen übermorgen zumute sein wird. Aber das Wesen des Versprechens ist es gerade zu sagen, dass man sich davon unabhängig macht. Natürlich, ganz unabhängig davon



sind wir nie, denn es kann zwar sein, dass ich übermorgen keine Lust habe, das zu tun, was ich versprochen habe, und ich es trotzdem tue, weil ich es versprochen habe. Es kann aber auch sein, dass ich meine Gesinnung geändert habe und der Meinung bin, Versprechen brauche man nicht zu halten, oder ich will dieses Versprechen eben einfach nicht halten. Dagegen ist kein Kraut gewachsen. Da hilft nur entweder die staatliche Sanktion oder die religiöse. Es war immer eine Gewohnheit der Christen, um die Gabe der Beharrlichkeit zu bitten, denn wenn mir die abhanden kommt, dann nützt es auch nichts, wenn ich ein Versprechen abgegeben habe.

H. Z.: Sie haben gesagt, dass die Menschen sich heute nicht mehr als frei sehen wollen. Spielt aber nicht auch eine Rolle, dass viele Menschen sich als so frei sehen, dass sie nicht gebunden sind – selbst nicht an ihre eigenen Versprechen?

R. Sp.: Ja, das ist ein Verständnis von Freiheit. Freiheit in diesem Sinne heißt, dass ich in jedem Augenblick tun kann, wonach mir gerade zumute ist. Aber das tut jedes Tier. Es ist die tierische Form von Freiheit, als Unabhängigkeit von äußeren Zwängen. Aber das spezifisch Menschliche ist etwas anderes, und diese tierische Freiheit ist natürlich jeder Beeinflussung ausgesetzt, wie ich zu Anfang sagte. Sowohl meine eigenen Stimmungen als auch Einflüsse von außen können sich ungehemmt breitmachen, wenn ich nicht mehr gebunden bin an das, was ich versprochen habe. Natürlich gibt es beim Menschen auch das Phänomen, dass er ohne Versprechen sich von gegenwärtigen Stimmungen unabhängig macht. Man denke etwa an jemanden, der eine große Arbeit in Angriff genommen hat, eine wissenschaftliche Arbeit etwa, oder an einen Künstler, einen Musiker, der übt, lange Durststrecken durchmachen muss und Dinge tut, die ihm eigentlich keine Spaß machen, zu denen er oft auch keine Lust hat, aber er hat sich das vorgenommen und tut das. Das ist natürlich auch Freiheit in dem Sinne, dass man nicht einfach nur von seiner Natur abhängig ist. Das Spezifische des Versprechens ist es aber, dass ich einem anderen einen Anspruch einräume und dadurch mir – wenn Sie so wollen – die Freiheit nehme, also mich der Freiheit beraube, tun zu können, wonach mir gerade zumute ist.

H. Z.: Das führt zu einem vielleicht etwas weiteren oder einem grundsätzlicheren Themenbereich, nämlich zu der Frage, ob und wie es möglich ist, Menschen, Menschsein, Personsein als Versprechen zu verstehen, da wir gerade noch einmal über den Anspruch des anderen nachdenken, den er an mich stellt, wenn ich mich mit einem Versprechen an ihn binde. Sie haben häufiger ausgeführt, dass die Person eigentlich schon ein Versprechen ist.

R. Sp.: Wir sind eben natürliche Wesen wie andere Lebewesen auch, die Wünsche haben und Begierden und Lust und Angst und Furcht, und gleichzeitig sind wir Wesen, die sich zu dieser ihrer Natur verhalten können. Darin liegt nun das Versprechen, das die Person ist. Sie ist sozusagen das Versprechen, Versprechen zu halten. Dieses «Meta-Versprechen» sind wir, wir «geben» es nicht, denn dies führte zu einer unendlichen Iteration, also zu Unsinn. Man könnte ja immer wieder rückfragen: «Ja, aber dieses Versprechen, dein Versprechen zu halten, wirst du das denn halten?» Nein, es ist das Wesen der Person, sie ist das Versprechen, Versprechen zu halten. Und deshalb müssen wir uns auf den anderen verlassen, wie wir so schön sagen im Deutschen: sich verlassen. Es gibt allerdings auch den Satz: «Ich kann mich auf mich verlassen in bestimmten Dingen». Das ist das, was wir Tugend nennen. Tugend, die durch lange Einübung Gewohnheit, damit Sicherheit schafft, so wie ein Pianist, der lange geübt hat und vor dem Konzert sagen kann: «Ich kann mich auf mich verlassen, ich weiß, das wird klappen». Und so ist es auch mit dem Versprechen. Es gibt Menschen, bei denen sagen wir: «Der hat das versprochen, der wird es halten, ich kenne ihn.» Es gibt auch Menschen, bei denen wir sagen: «Er ist leichtfertig, er verspricht gerne, das heißt nicht unbedingt, dass er es hält.» Aber damit degradiert er sich selbst, degradiert das Versprechen, das er als Person ist. Dieses Versprechen ist ein Versprechen, Versprechen zu halten.

H. Z.: Das würde nun bedeuten, dass die Krise des Versprechens mehr ist als die Krise eines einzelnen Phänomens oder einzelnen Aktes, sondern letztlich auf so etwas wie eine Personenvergessenheit zurückführt, auf ein mangelndes Selbstverständnis des Menschen als Person, auch eben des anderen als Person.

R. Sp.: Ja, das erleben wir ja auch. Wir erleben eine Destruktion des Personenbegriffs. Theoretisch in der Philosophie zum Beispiel steht dafür David Parfit, für den Personsein nur besteht in augenblicklichen momentanen Bewusstseinszuständen. Wenn ich zum Beispiel schlafe, ist mein Bewußtsein ausgelöscht. Wer dann aufwacht, ist eine neue Person, d.h. eigentlich könnte man nach Parfit überhaupt nicht versprechen, es wäre nämlich eine andere Person, die das Versprechen, das ihre Vorgängerin gegeben hat, erfüllen muß. Aber wieso soll sie es erfüllen, wenn sie es gar nicht versprochen hat? Das bedeutet also von der Position Parfits her gesehen, dass es gar keine Verpflichtung gibt, Versprechen zu halten. Parfit ist nur ein Extrem. Trotzdem steht hinter dieser Position heute eine weit verbreitete Auffassung, das kann man besonders beim Eheversprechen sehen. Junge Leute schwören zwar ewige Liebe, aber sie haben im Hinterkopf schon, dass solche Schwüre zum Ritual von Liebe gehören, aber dass man sie nicht



zum Nennwert nehmen darf. Und das Eheversprechen hat nun noch mal eine andere Eigentümlichkeit gegenüber anderen Formen des Versprechens. Es verpflichtet, bindet mich nämlich nicht nur zu bestimmten Handlungen oder Unterlassungen, sondern mit ihm binde ich meine ganze Existenz und Biographie an die des anderen. Menschen verändern sich ja. Der andere verändert sich, ich verändere mich. Wie kann dann überhaupt ein solches Versprechen funktionieren, wenn man doch gar nicht weiß, wie man in 20 Jahren, wie der andere sein wird. Es ist nur möglich, wenn Menschen entschlossen sind, die Entwicklung, die Weiterentwicklung, die Veränderung ihrer Natur strikt zu verknüpfen mit den Entwicklungen, den Veränderungen der Biographie des anderen. Meine Biographie ist nicht eine, die sich selbständig entwickelt, und die des anderen entwickelt sich auch selbständig, und dann sehen wir nach 20 Jahren, ob es noch passt, sondern die Entwicklung war eine, wo jeder sich in Funktion der Entwicklung des anderen entwickelte. Das bedeutet: Eheleute sind wirklich eine Einheit, und die Ehe ist eine Institution, mit der die beiden sich als Einheit repräsentieren und nicht mehr als zwei getrennte Biographien.

H. Z.: Sehen Sie, wenn wir von der Krise des Versprechens sprechen oder davon, dass oft Versprechen gegeben, aber nicht gehalten werden, sehen Sie eine Möglichkeit, noch einmal neu so etwas wie die Kunst des Versprechens zu lehren? Sind Sie skeptisch oder eher optimistisch, was die zukünftige Entwicklung betrifft, denn man könnte ja auch sagen, dass gerade in der jüngeren Generation durchaus das Versprechen oder auch Akte des Versprechens wieder eine größere Rolle spielen?

R. Sp.: Man kann noch nicht genau sehen, wohin das geht. An sich ist Treue eine Tugend, die auch von jungen Menschen hoch geschätzt wird, gleichzeitig legt sich aber doch eine Art Mehltau über diese Gestimmtheiten, weil zum Versprechen auch gehört, dass ein anderer das Versprechen ernst nimmt. Wenn ich verspreche und weiß, dass der andere mein Versprechen gar nicht ernst nimmt, dann ist die Motivation auch nicht sehr groß, es wirklich zu halten. Das Versprechen muss angenommen werden. Dann erst entsteht die Gegenseitigkeit, bei der man die Entwicklung des einen nicht mehr von der des anderen einfach trennen kann. Natürlich bleiben die beiden selbständige Menschen, jeder bleibt er selbst. Es ist sogar ein besonders individuelles Abenteuer, eine Biographie zu haben, deren Rahmen durch eine so eindeutige Vorgabe vorherbestimmt ist. Das ist wie in der Kunst. Je strenger die Kunstregeln sind, desto größer ist oft die Genialität des Künstlers, sich im Rahmen dieser Regeln dann wirklich auszudrücken.

H. Z.: Wir haben gesehen, dass das Versprechen in den Bereich, die Erfahrung des Unbedingten führt. Bedeutet das, dass Versprechen eigentlich nur unter Rückgriff auch auf den Gottesbegriff voll verstanden werden können, d.h. kann eine Gesellschaft, bei der man den Ausfall oder eine Krise des Gottesbegriffes feststellen kann, überhaupt noch versprechen?

R. Sp.: Es gibt elementare Regungen, die zum Menschen gehören und von denen man sagen kann, dass sie letzten Endes zu Gott führen. Und wenn der Gottesbegriff destruiert wird, dann wird das auch destruiert, aber das gilt für die Moral überhaupt. Man kann nicht sagen, ein Mensch müsse an Gott glauben, um moralisch zu sein. Nur: ein moralischer Mensch, dessen Gottesglauben zerstört wird, dem wird die Grundlage seiner Moralität entzogen, sie steht dann auf schwachen Füßen. Und so ist es mit dem Versprechen. Gott sei Dank gibt es ein natürliches Vertrauen der Menschen zueinander, das ist nicht grenzenlos, aber es kann manchmal sehr groß sein. Ich bin vor einiger Zeit in Rom gewesen. Ich war bestohlen worden, ich hatte kein Portemonnaie, keinen Ausweis, alles war weg. Ich saß im Flughafen, mein Flugzeug hatte ich auch verpasst, und verhandelte mit den Damen dort, ob ich vielleicht ein Ticket für einen anderen Flug der gleichen Gesellschaft bekommen könnte, dann sagte sie, ich müsse ein neues Ticket kaufen. Aber ich hatte ja kein Geld mehr. Dann kam zufällig ein Pilot daher, der gerade nicht fliegen konnte, weil der Ätna ausgebrochen war, und sprach mich an, weil ich da etwas ratlos herumstand, und ich erzählte ihm, was mir passiert war, und er sagte, ich solle mich einmal hinsetzen, er komme gleich wieder. Und dann kam er und hatte für mehrere Hundert Euro ein Ticket gekauft, gab es mir und sagte, ich könne ihm das Geld ja schicken, wenn ich nach Hause komme. Ich sagte: «Sie kennen mich doch gar nicht, ich habe auch keinen Ausweis.» «Sie werden mir das schon wieder schicken», sagte er. Ich habe es ihm natürlich sofort wieder geschickt. Das ist eine wunderbare Geschichte. Gott sei Dank gibt es das. Ob dieser Mensch an Gott glaubt oder nicht, das weiß ich nicht, aber was ich wohl weiß, ist, dass er etwas wirklich Sinnvolles getan hat. Das aber kann man nur sagen, wenn man an Gott glaubt.

H. Z.: Es ist nun unsere Erfahrung, dass Versprechen oft gebrochen werden – wir haben darüber schon kurz gesprochen. Wie ist das einzuschätzen aus der Sicht der Moralphilosophie, das gebrochene Versprechen, und wie sehen mögliche Reaktionen des Menschen auf den Bruch eines Versprechens aus?

R. Sp.: Es gibt da verschiedene Fälle. Es kann der Fall eintreten, dass ich etwas so Dringliches und Wichtiges zu tun habe, dass ich ein Versprechen, das weniger wichtig ist, nicht halte. In der Erwartung, dass der andere,



wenn er das wüsste, sofort mich dispensieren würde. Und ich werde ihm das auch erzählen, und er wird sagen: «Das ist ja klar, du musstest das machen.»

H. Z.: Quasi antizipieren sie die Dispens?

R. Sp.: Ja, das gibt es, und das muss es auch geben. Dann gibt es den Bruch von ernsthaften Versprechen, die man nicht einfach entschuldigen kann dadurch, dass es etwas Wichtigeres gibt, also zum Beispiel das Versprechen, das ich einem Sterbenden gebe, nach seinem Tod etwas zu tun. Von der Erfüllung des Versprechens hängt objektiv nichts ab. Wenn man sich deshalb leichtfertig darüber hinwegsetzt, hat man ein wesentliches Element seiner Menschlichkeit aufgegeben. Gerade Versprechen gegenüber Sterbenden scheinen mir exemplarisch zu sein. Außerdem gibt es den Bruch des Versprechens aus Schwäche, etwa Vergesslichkeit, und dann die vielen Treuebrüche in der Ehe. Ein Ehebruch ist ein Bruch – das muss man sich ganz klar machen – und ermächtigt auch den anderen, sich zu trennen von dem, der die Ehe gebrochen hat. Aber er nötigt ihn – Gott sei Dank – nicht dazu, und es ist deshalb, glaube ich, ein großer Unterschied, ob jemand überwältigt von Leidenschaft – wie man so sagt – die Ehe bricht, aber doch versucht, wieder in sie zurückzukehren, oder ob er die Ehe wirklich in dem Sinne bricht, dass er eine andere Frau heiratet. Das ist keine Handlung aus Leidenschaft, sondern das ist eine voll bewusste Handlung, in der ich das, wozu mich die Natur gebracht hat, nun nachträglich ratifiziere. Das scheint mir eine ganz schwerwiegende Sache zu sein, die man also von einem vorübergehenden Bruch des Eheversprechens unterscheiden muss.

H. Z.: Jemand könnte aber sagen, es gehe hier darum, dass wechselseitig das Versprechen rückgängig gemacht werde ...

R. Sp.: Das könnte man sagen, wenn derjenige, dem ich das Versprechen gegeben habe, mich dispensiert von der Einhaltung. Und wenn wir uns gegenseitig dispensieren, dann existiert die Ehe eben nicht mehr. Es ist aber nicht das, was Menschen, die heiraten und die sich wirklich gegenseitig lieben, intendieren, sondern sie meinen, dass sie tatsächlich dieses Versprechen sanktionieren dadurch, dass sie es einem Dritten geben. Erstens ist es interessant, dass bei der Heirat Zeugen nötig sind. Die Zeugen sind ganz wichtig. Ein Versprechen, das sich zwei unter vier Augen geben, ist zwar auch ein gültiges Versprechen, es ist aber keine Ehe, sondern erst dadurch, dass es vor Zeugen gegeben wird, wird es zu einer äußeren Realität. Im christlichen Verständnis ist es ein Versprechen, das Gott gegeben wird. *Entre les étoiles, le seigneur a écrit ton nom*, hieß mal so ein französischer Schlager, es ist in den Sternen geschrieben. Da können wir es gar nicht wieder runter holen.

H. Z.: Wir haben also in der Regel nicht die Möglichkeit, in einer freien Weise über unser eigenes Versprechen nochmals zu verfügen, weil wir uns im Versprechen an den anderen Menschen binden. Aber im Falle des Bruches ist natürlich auch die Haltung oder der Akt der Verzeihung möglich. Sie haben einmal den Akt der Verzeihung als einen in ganz besonderer Weise schöpferischen Akt bezeichnet. Vielleicht können Sie zum Abschluss des Gespräches kurz über diesen komplementären Akt des Versprechens etwas sagen.

R. Sp.: Das Verzeihen ist insofern komplementär, als ich im Verzeihen ja dem anderen erlaube, wieder Person zu sein und wieder das Versprechen zu sein, das er als Person ist, und ihn nicht festlege auf das, was er einmal getan hat. Ich sage eben nicht: «Du bist nun einmal ein solcher, fertig.» Das ist komplementär zu der Unverschämtheit, die darin liegt, dass jemand etwas Schlimmes tut und dann dem anderen sagt: «Ja, so bin ich eben. Du musst mich nehmen, wie ich bin.»

H. Z.: Die reine Faktizität ...

R. Sp.: Im religiösen Raum wird oft gesagt, Gott akzeptiere uns so, wie wir sind. Das kann man richtig verstehen, aber es wird oft falsch verstanden. Die Botschaft Jesu fängt nicht damit an, dass Jesus sagt, Gott nehme uns so, wie wir sind, sondern sie fängt damit an, dass er uns auffordert, anders zu sein, d.h. uns zu bekehren. In der Verzeihung erlaube ich dem anderen, sich von seiner Natur zu distanzieren, von seinem Sosein. Durch die Verzeihung hört der andere auf, ein Lügner zu sein. Aber dazu gehört eine Erlaubnis von außen. Das ist, glaube ich, das Wesen der Verzeihung. Wenn Menschen sagen, etwas können sie sich selbst nicht verzeihen, dann ist das Unsinn. Man kann sich überhaupt nichts selbst verzeihen. Das ist Arroganz. Angewiesen sein auf Verzeihung, das ist entscheidend. Und im Christentum ist es überhaupt das A und O. Da steht Verzeihung am Anfang. Wem weniger vergeben wurde, der liebt auch weniger.

H. Z.: Wir können also auch sagen, der Mensch oder die Person ist zunächst einmal dasjenige Wesen, das verzeihen kann und darf ...

R. Sp.: Ja, das ist sogar noch größer als das Versprechen-Dürfen, weil es in gewisser Hinsicht schöpferisch ist und dem anderen erlaubt, ein neuer Mensch zu sein.

H. Z.: Oder – in gewandelter Weise – wieder der alte Mensch ...?

R. Sp.: Ja. Oder es erlaubt dem anderen, nicht einfach definiert zu sein durch das, was er getan hat.



Gespräch

345

H. Z.: Und damit gibt sich auch die Möglichkeit eines Neuanfangs?

R. Sp.: Ja. Freiheit ist wesentlich an Interpersonalität gebunden. Wir sind frei nicht als isolierte Individuen, sondern wir sind frei, indem wir uns gegenseitig erlauben, frei zu sein.

H. Z.: Dies ist ein schönes abschließendes Wort. Professor Spaemann, ich danke Ihnen ganz herzlich für dieses Gespräch.

